

Führungskräftetagung der AG der CVJM

Donnerstag 10.03.2013 (Hohe Grete)

„SPACE – Raum geben, Raum einnehmen“

Liebe CVJMer und CVJMer-Innen,
liebe AG'lerinnen und AG'ler,
liebe Führungskräfte,

tja, wie spreche ich Euch an? Ich schlage vor: „wir gehen direkt zum ‚Du‘ über“ und ich beginne mit einem „Dankeschön“, dass Ihr mich eingeladen habt. Ich bin nämlich sehr gerne hier und freue mich auf die gemeinsame Zeit und das gemeinsame Nachdenken – heute Abend und dann auch in den nächsten Tagen.

Das Thema heute Abend lautet „Space“ / also Raum. Und es ist der Auftaktbegriff einer Trilogie, eines Dreiklangs, bestehend aus SPACE, TRANSFORMATION und IMPACT, die sich die weltweite YMCA-Bewegung für die nächsten Jahre auf die Fahnen geschrieben hat.

Mit TRANSFORMATION (also der Veränderung, der Verwandlung, dem Wandel, der Reform, der Erneuerung, vielleicht sogar der Umkehr), beschäftigen wir uns morgenfrüh, am Freitag. Mit IMPACT (also der Wirkung, dem Einfluss, der Auswirkung, den Resultaten, den Folgen) beschäftigen wir uns ebenfalls am Freitag, dann am Nachmittag in einigen Impulsgruppen.

Die drei Begriffe SPACE, TRANSFORMATION und IMPACT bilden die Hintergrundfolie eines Weges, auf den sich die AG der CVJM in den nächsten Jahren einlässt. Ihr sagt dazu: „Walk the Way – Move the Y“, also „den Weg gehen“ oder als Imperativ: „geh den Weg“ und „bewege das Y“.

Nun, wenn man so will, dann bilden SPACE, TRANSFORMATION und IMPACT eine Art „Hintergrundfolie“, sozusagen „die Grammatik“, die Software, den Code, um diesen Weg zu gehen und um etwas zu bewegen.

Heute also starten wir mit SPACE, mit dem Raum. Und damit das nicht in einem „Lost in Space“ endet, strukturiere ich meinen Input heute Abend in 7 Gedanken zum Raum (und damit Ihr wisst, bei welchem Punkt wir gerade sind, habe ich zu jedem der 7 Punkte ein Bild mitgebracht und eine entsprechende Überschrift):

1. Der Raum – Worüber reden wir eigentlich?

„Das liegt mir fern!“, „Das ist mir sehr nah!“, „Das geht mir zu weit!“ Wie oft bekommen wir im Alltag solche Sätze, solche „Raumsätze“ zu hören? Wir sind mit der Rede vom Weltraum, vom Lebensraum oder vom europäischen Raum ebenso vertraut wie mit dem Konferenzraum, dem Vorratsraum oder dem Strafraum. Wir kennen Raumausstatter und Raumpfleger, Raumfahrt und Raumschiffe, Raumangel und Raumersparnis, Raumaufteilung, Raumdeckung und Raumempfinden.

Uns ist überaus geläufig, dass wir *hier* etwas tun können, was *dort* verboten ist. Wir nehmen Platz, räumen (etwas) ein, sehen fern. Wir entfernen uns voneinander oder nähern uns einander an. Täglich betreten wir Räume, halten uns in ihnen auf und verlassen sie wieder.

Wir empfinden Räume als eng oder weit, hell oder dunkel, unterscheiden zwischen offenen und geschlossenen, gefährlichen und sicheren Räumen. Wir kaufen Autos, die als „Raumwunder“ angepriesen werden und sollen Banken vertrauen, die uns u.a. „mehr Raum“ versprechen.

Und selbst dort, wo wir scheinbar von allem Physisch-materiellen enthoben sind, suchen wir „Chatrooms“ auf oder stellen „Homepages“ ins Netz.

Doch so durchdrungen die soziale Welt vom „Raum“ in all seinen Erscheinungsformen und Konnotationen auch sein mag:

Die Wissenschaft – wenn wir mal von der Architektur absehen – schenkte dem „Raum“ eigentlich nie besonders viel Beachtung.

Das scheint sich allerdings spätestens seit Mitte der Neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts radikal zu ändern. So jedenfalls sieht es der Soziologe Markus Schroer.

Die Rückkehr des Raums als Thema der Sozial- und Kulturwissenschaften, sagt er, ist inzwischen unübersehbar. Seit Jahren gibt es eine Fülle von Literatur, die sich dem Thema zugewandt hat. Allein die Anzahl der Publikationen und Tagungen, die sich in Ethnologie, Geographie, Geschichte, Kulturwissenschaften, Medien- und Kommunikationswissenschaften, in der Philosophie und in der Soziologie mit dem Thema „Raum“ befassen, scheinen denjenigen Recht zu geben, die von einem „spatial turn“ sprechen, einer „Raumwende“ der die Sozial- und Kulturwissenschaften insgesamt erfasst hat.

Sie alle nehmen den „Raum“ als eine Nahtstelle gesellschaftlicher Beziehungen in den Blick.

In der Sozialen Arbeit, das ist ja gemeinsam mit der Religions- und Gemeindepädagogik, das Hauptsteckenpferd unserer CVJM-Hochschule, ... in der Sozialen Arbeit erkennt man diesen „spatial turn“ an so Begriffen wie „Sozialraum/Sozialraumanalyse“, „Quartier/Quartiersmanagement“, „Soziale Stadt“, den „Nahraum“ usw.

Sogar die Kirche hat das Thema irgendwie entdeckt. Seit 2009 gibt es das EKD-Zentrum für Mission *in der Region*. In einer Selbstbeschreibung heißt es dort:

„Die Region ist ein Raum mit identitätsstiftenden Merkmalen. Zugleich ist die Region Ort für die Kooperation zahlreicher Akteure, die gemeinsam an einem Ziel arbeiten. Region ist Zwischenraum (größer als das Dorf oder die Stadt, aber kleiner als das Land) und Region ist Resonanzraum für die Kirche.“

Wenn wir nun fragen, worüber wir eigentlich genau sprechen, wenn wir vom „Raum“ oder vom „Space“ sprechen, dann sollten wir das, was alles damit gemeint sein kann, nicht zu eng fassen.

Es fallen uns natürlich „ganz normale“ Räume und Orte ein: Auf die Frage „Wo bist Du geboren?“, nennen die meisten eine Stadt oder ein Land: Frankfurt am Main, Essen oder Kassel. Vielleicht Bayern oder Schwaben. Oder sie sagen: „Ich bin Sachse“ oder „Sauerländer“. Wir denken an konkrete Orte: Deutschland, Frankreich, Indien, oder an Hannover, Hamburg, Hildesheim.

Uns fallen aber auch andere „typische“ Räume ein: Küche, Wohnzimmer, Bad, „stille Örtchen“, Bibliothek, Arztpraxis, Schalterhalle in der Bank. Klassenzimmer, Blumenladen, Studierstube, Arbeitszimmer, Kapelle, Altarraum, Werkstatt – alles Räume, in denen wir vorkommen oder die wir vielleicht kennen, sie mögen oder meiden, einnehmen oder umgehen.

Darüber hinaus gibt es Räumlichkeiten und Orte, die sich auf ein größeres „gemeinsames Ganzes“ beziehen. Räume, die sich vielleicht auf geographische oder soziale oder politisch definierte Gemeinsamkeiten beziehen. Dazu zählen zum Beispiel der Kiez, oder die „Gegend“, auch die sogenannte „Gated Community“, vielleicht auch das Reservat, das Flüchtlingslager in unseren Tagen besonders.

Und dann haben wir noch Räume und Orte, die auf Grund der Eigenart ihrer politischen oder strategischen Bestimmung besondere Räume sind: z.B. das Borderland, also das Grenzland, oder das Niemandsland. Es sind sozusagen: Nicht-Räume, nicht-Orte. Da will man „nicht tot übern Zaun hängen“, wie es bei uns im Sauerland hieß, dem Ort, wo ich herkomme... Aber auch Grenzland und Niemandsland sind Räume, die wir in unserer „Raumdefinition“ mit aufnehmen sollten, denn sie sind real und oft genug waren sie der Grund für Mord und Totschlag. Und sind es noch in diesen Tagen, wenn wir an das Borderland der EU denken und an die Stacheldrahtzäune.

Und dann gibt es noch Räume, die einen besonderen Charakter aufweisen, aber keine eigentlichen Räume sind. In ihnen bilden sich allerdings auch Orte heraus. Ich denke zum Beispiel an den Begriff „Outdoor“. Oder „urban“. Man verbindet in der Regel ein ganz bestimmtes Gefühl damit, man denkt bei Outdoor zum Beispiel automatisch an einen Platz am Lagerfeuer, einige vielleicht auch an eine Marlboro, mindestens aber an ein CVJM-Jungscharlager. Bei urban vielleicht an „Urban Gardening“, an Berlin, New York, vielleicht Duisburg, an Gärten in der Stadt...

Und dann denken wir noch an Räume, die sich auf bestimmte gesellschaftliche Handlungsfelder und Institutionen beziehen, die aber in dem Fall überhaupt gar keine Assoziationen zum Raum hervorrufen: zum Beispiel die Bildungslandschaft – sie hat eigentlich gar nichts mit einem Raum zu tun, dennoch ist von einer Landschaft die Rede.

Schließlich und letztens denken wir bei „Raum“ vielleicht auch noch Orte wie das Finanzparkett oder das Rechenzentrum – hier sind bestimmte Handlungen an spezifische Räume gebunden, die aber gleichzeitig mehr meinen, als den Raum selbst. Mit dem Finanzparkett denken wir eben nicht nur an den Raum, sondern an die Finanzkrise, vielleicht an Ungerechtigkeit und Gier. Woodstock ist nicht nur ein Ort irgendwo im US-Bundesstaat New York, sondern wir denken an mehr. Auschwitz ist nicht nur ein Ort, sondern es erzählt eine Geschichte.

Vielleicht ist das ein langer Anlauf, um sich mit dem Begriff Raum, mit Space auseinander zu setzen. Aber ich bin überzeugt, dass wir diese Weite des Begriffes benötigen, wenn wir ihm wirklich gerecht werden wollen und wenn wir riskieren wollen, dass „Walk the way“ uns selbst auch in die Weite führen kann...

2. Der Weltraum – Innen und außen

Als Kind war der Weltraum so mit das Größte, was ich überhaupt denken konnte. Unendliche Weite – so hieß das dann im Raumschiff Enterprise...

Mein Sohn Paul fragte mich neulich: „Papa, wie kann der Weltraum unendlich groß sein?“ Und ehrlich gestanden, konnte ich ihm das nicht wirklich gut erklären – ich bin eben Ökonom und kein Astronom.

Auf Pauls frage: „Papa, wie kann der Weltraum unendlich groß sein?“ hätte ich eigentlich das Folgende antworten sollen:

„Paul, dass Du diese Frage überhaupt stellen kannst, beweist, dass es einmal einen Anfang von Himmel und Erde gab.“

Für unser Thema finde ich nämlich wichtig, dass es zwar schwer ist, das Ende des Weltraums, also seine „Unendlichkeit“ zu verstehen, dass es aber umso verständlicher ist, dass es einen „Anfang“ gab, der dafür sorgt, dass es eine Grenze zwischen Beginn und einem Danach gibt.

Denn das ist unsere Raumerfahrung: Es gibt ein Innen und ein Außen.

Das hört sich vielleicht trivial und belanglos an – ist es aber nicht.

Jeder Raum konstituiert eine Grenze aus innen und außen. Man könnte sagen, dass jeder Raum das Spiel eröffnet, das Spiel aus „Eingrenzung“ und „Ausgrenzung“ im Interesse von Schutz und Versammlung. Ohne Räume keine Ausgrenzung, und keine Eingrenzung.

Christen, aber auch Juden oder Muslime glauben, dass die erste Unterscheidung von Gott selbst gekommen ist: Gott sprach „es werde“, dieser erste Ton, diese erste Unterbrechung, war sozusagen die „Raumeröffnung“, brachte das erste Licht und begrenzte die Dunkelheit, brachte das erste Land und begrenzte das Wasser, brachte das Lebendige und begrenzte das Tote, brachte die erste Pause und begrenzte die Schöpfung selbst. Das unendliche Universum wurde unterbrochen durch den Anfang.

Vielleicht ist das dem einen oder anderen schon viel zu philosophisch – ich weiß ja nicht wie anstrengend eure Woche bisher war, vielleicht seid ihr „hundemüde“ und denkt, was will der Typ von uns... - aber lasst mich versuchen, die Pointe zu beschreiben:

Raum oder Space ist nicht zu denken, ohne eine Begrenzung.

Es gibt keine Raumerfahrung ohne nicht zugleich zu begrenzen. Jeder Raum konstituiert ein Innen und ein Außen. Und das Außen ist nur zu verstehen und zu begreifen oder zu betreten, wenn man das Innen mitdenkt. Und auch umgekehrt: Das Innen ist nur zu begreifen, wenn man zu verstehen versucht, wovon es sich abgrenzt. Selbst der unendliche Weltraum wird begrenzt durch unsere Existenz und der Frage nach der Unendlichkeit.

Jedes Dach erschöpft sich nicht in dem, wovor es schützt und was es unter ihm ermöglicht, sondern jedes Dach enthält auch die Möglichkeit, seinen Schutz zu verlassen und ins Freie zu treten, ins Freie von Wind und Wetter ebenso wie ins Freie einer Gesellschaft, die weitere Optionen enthält als jene, die unter dem Dach versammelt sind.

Und jede Freiheit, jedes Außen lädt immer auch ein, sich zu sammeln, sich zu bergen, zu schützen.

Ich sage das gerade zu Euch, einer AG, die an ganz vielen Orten gut darin ist, nach außen zu gehen, Offene Arbeit zu machen. Aber bearbeitet ihr auch die Innenseiten des Raumes? Eure Identität, eure Quelle, eure Sammlung, euer Innehalten, euer Schutz, wo ihr euch bergen könnt?

Wenn man so will ist das Dach der Kirche oder das Dach des CVJM zunächst einmal nichts anderes als der Entwurf eines Raumes, dessen Innen- und Außenseiten immer nur bearbeitet werden können, wenn man seine Außen- und Innenseiten versteht und im Blick behält. Will sagen: Wir müssen die Ränder in den Blick nehmen. Die Grenzen thematisieren.

Denn der Punkt, an dem unter diesem Dach aus „Schutz und Versammlung“ mit der Zeit „Ausgrenzung und Vereinnahmung“ werden ist sehr zart und zerbrechlich. Aber der Punkt, an dem außerhalb dieses Daches mit der Zeit „Erschöpfung und Überforderung“ werden ist ebenso zart und zerbrechlich.

Wenn wir also heute Abend über die Frage nachdenken, wie wir Räume und Dächer bauen und entwickeln und welche Räume wir uns aneignen wollen, dann müssen wir im Blick behalten, dass Räume nicht nur schützen und verbinden, sondern zugleich auch ausgrenzen und verletzen. Es gibt Innenräume, in denen das Außen, die „Welt“, das Fremde, das „wovor wir uns schützen“ herausgehalten wird. Und das macht diese Räume steril.

Aber es gibt auch diese Innenräume, in denen die Grenze zwischen Außen und Innen selbst zum Thema gemacht wird, in denen man um diese Grenze weiß, um die Gefahren, die sie mit sich bringt, in denen man gelernt hat, die Übergänge zwischen Innen und Außen virtuos zu betreten, in denen man sich traut, dann und wann die Fenster aufzureißen, in denen man eben auch von der Möglichkeit des Daches Gebrauch macht, ins Freie zu treten, dann aber auch wieder zurückzukehren und den Schutz unter dem Dach zu suchen.

Wer nur innen ist, wird mit der Zeit blass und kautzig. Aber wer nur außen ist, erkältet sich. Ich komme zu meinem dritten Punkt.

3. In Räume flüchten – Ein Dach für die Seele

Wir brauchen Räume. Wir brauchen Orte, an denen wir uns geborgen fühlen. Wir brauchen Dächer, unter denen wir sagen können: hier gehöre ich dazu. Das ist mein Kiez. Hier kenn ich mich aus, hier kennt man mich und grüßt mich, fragt mich wo ich war oder wann ich wiederkomme.

Ich denke an meinen Kiez in Essen. An Nurjan, unsere türkische Schneiderin, an Frau Dittrich, unsere Kassiererin im REWE. Unser Stadtteil ist wirklich „unser“ Stadtteil.

Wenn ich meinen Kindern verspreche, ein Eis essen zu gehen dann fragen sie „bei unserer Eisdiele?“. Ja sag ich dann, bei „unserer Eisdiele“.

Orte, Räume, Zimmer... können Heimat sein. Sie können beheimaten – wir fühlen dann, dass wir dazu und wo wir hingehören.

Vielleicht sagt Jesus deshalb: „Wenn Du aber betest, so geh in dein Kämmerlein“, wie Luther Matthäus 6 Vers 6 übersetzt. Oder in der New International Version: „When you pray, go into your room“ „Wenn Du beten willst, dann geh in dein Zimmer.“

Ich höre diesen Satz als Einladung und als Ermahnung. Ich beginne mit der Ermahnung: Jesus kritisiert einige Gelehrten seiner Zeit für die Zuschaustellung ihrer Frömmigkeit. Als könnte man damit angeben, dass man viel betet. Jesus warnt mich davor, den eigentlichen Sinn des Betens nicht zu verfehlen und Erfüllung nicht darin zu suchen, dass andere dich für dein frommes Benehmen loben.

Und deshalb rät Jesus uns, beim Beten für uns zu sein. Weil nicht wichtig ist, was andere denken.

Und gleichzeitig höre ich den Satz von Jesus wie eine große Einladung. Die Einladung besteht darin, dass ich mich in mein Zimmer, in meinen Raum zurückziehen darf.

Er gönnt mir dieses Dach für meine Seele und dieses Dach für meine Sehnsucht. Er gönnt mir Zeiten des Rückzugs.

Jesus sagt: „Walk the way, ja – das ist auch der Weg nach Innen, der Weg in Deinen inneren Raum.“ Und der ist nicht in Euerm Vereinshaus, in Euerm Verein, in Euerm vollen Terminkalender, sondern wirklich ein innerer Raum.

Christina Brudereck, die einige von euch kennen, verglich in Anlehnung an Teresa von Ávilas „innere Burg“ diesen inneren Raum mit dem Gehäuse eines Apfels und ich teile mit Euch gerne ein paar Zeilen:

„Der Apfel hat eine Schale, so wie ein Mensch eine Haut hat [schreibt Christina]. Schale und Haut sind nichts Schlechtes. Der Apfel hat auch Fruchtfleisch, das ist seine ganze Leistung, Frucht, Ertrag. Oberfläche ist ja an sich nichts Schlimmes und Leistung nicht an sich verwerflich, beide sind wichtig, aber beide sind nicht unser Herz, Ziel, Sinn und Kern. Aber der Apfel hat auch ein Gehäuse! Hier, im Inneren, liegt der Kern, hier ist die Verheißung für ‚mehr Apfel‘. Und so wie im Apfel ein Gehäuse, liegt im Innersten des Menschen sein Zuhause, ein Gehäuse, ein Kämmerlein, das seinen Kern umgibt. Es ist wichtig, den Kern zu finden, denn im Kern liegt das Leben, die Verheißung für mehr.

[...] Im Innersten ist ein Raum, in jedem Menschen gibt es einen heiligen Raum. Wir können ihn Seele nennen, Identität oder Wesenskern. Hier im Innersten, ist Platz für die Gottesbegegnung. Unabhängig von den Äußerungen, Außenwahrnehmungen anderer Menschen. Frei von allen Urteilen und Erwartungen und Stimmen, die auf uns einreden. Denn dieser Raum ist heilig. Und heilig meint, er ist geschützt. Er gehört so sehr zu unserem ganz eigenen, ursprünglichen Wesen, dass niemand über die Schwelle treten kann. Hier regieren Gnade und liebevolle Achtung.

Hier wird die Würde gehütet, hier ist Sicherheit zu finden, hier kann ich mich bergen.“ Soweit das Zitat.

Ich weiß nicht, wie Ihr Euch Euern inneren Raum einrichtet. Meiner ist hoch oben in einem geschützten Seitental mit Blick über ein weites Tal. Der Boden ist aus warmen Naturstein, der Blick nach oben ein dichtes Holzdach, die Wände aus hellem Stein, viel freie Sicht in die Weite, auf die grüne Landschaft, das Meer weit entfernt.

Dieser Raum erinnert mich an die Worte von Jesus: „Wenn Du betest, dann zieh dich zurück in dein Zimmer, in deinen Raum. Gib deiner Seele Raum.

Und ich höre, wenn ich diesen Rückzug übe, ich höre das Versprechen, dass Gott selbst da sein wird: „Siehe ich stehe vor der Tür und klopf an. Wenn jemand meine Stimme hören wird und die Tür auf-tut, zu dem werde ich hineingehen...“ (Offenbarung 3, 30).

Es gibt den Raum, das Kämmerlein, den Space, wo alles andere nicht mehr wichtig ist. Was war, was kommt, was die anderen denken, was zu tun ist... Es zählt nur eins: Gott ist da, gnädig und mir zuge-wandt.

Der nicaragua-nische Priester und Poet
Ernesto Cardinal sagt das so:

„Und Gott ist tief innen in unserer Seele. Dort, wo die Träume wohnen, im Dunkel unseres Unterbe-wusstseins, in den Tiefen der Persönlichkeit, in diesem intimsten Bereich, der sich keinem mitteilt. In

den Quellen der Träume, der Mythen und der Liebe: Dort ist der Raum, in dem Gott Wohnung nehmen möchte.“

Unser Herz klopft, und es ist der Schöpfer selbst, der es zum Klopfen bringt. Er klopft an, deshalb ist es wichtig, dass wir „Walk the way“ nicht als eine Einladung zu mehr Aktionismus missverstehen, sondern darin immer auch eine Einladung entdecken, nach innen zu flüchten, das eigene Kämmerlein aufzusuchen – den „sacred space“, den „heiligen Raum“, in dem wir Gott begegnen und in dem wir uns selbst begegnen, unserer Identität auf die Spur kommen, unseren Call hören, unserer Berufung gewiss werden.

Ihr Lieben, das gilt für uns als Einzelperson. Aber es gilt auch als Gruppe oder als Gemeinschaft. Auch hier wäre die Frage: was ist unser Call, unsere Berufung, wie bergen wir uns, wo ist unser Raum, unsere Identität – als Mitarbeiterkreis, als Team? Haben wir Formen der Sammlung und des Schutzes, die zu uns passen und uns zu den Quellen führen? Was ist unser Kämmerlein im CVJM?

So sehr ich die Notwendigkeit eines Daches für die Seele aber hier betonen möchte, so sehr gibt es aber auch die ganz andere Erfahrung, deshalb...

4. Aus Räume flüchten – Kein Dach über dem Kopf haben

Ja, wie gut, dass es ein Obdach für unsere Seele gibt. Wie gut, dass es einen inneren Raum gibt. Vor allem dann, wenn wir kein Dach über dem Kopf haben.

Wir können im März 2016 nicht über Räume nachdenken, und über den inneren Raum sinnieren, wenn wir nicht zugleich wahrnehmen, dass Millionen Geschwisterkinder unserer Familie Mensch auf der Flucht sind, ihre eigenen Heimaträume aus Angst vor Krieg und Terror verlassen und bei uns anknöpfen, wenn sie es bis hierher geschafft haben.

Was Zukunftsforscher schon längere Zeit vorausgesagt haben, ist nun Wirklichkeit. Franz Nuscheler spricht davon, dass der „globale Mensch“ begonnen hat. Und Paul Zulehner, der Wiener Theologe, sagt, dass sich die Migration entgrenzt hat. Außen ist für Deutschland also nicht mehr außen. Die „inneren Angelegenheiten“ sind jetzt auch „äußere Angelegenheiten“. Das Haus Europa kann nun nicht mehr so tun, als sei der Terrorismus ein Amerikanisch-Arabisches Problem. Der merkwürdig asymmetrische Satz „Deutschlands Interessen werden auch am Hindukusch verteidigt“ wird nun symmetrisch. „Die afghanischen Interessen kommen nun nach Deutschland und müssen hier verhandelt werden.“ Der Hindukusch ist jetzt vor der Haustür.

Unerwartet viele schutzsuchende Frauen, Männer, kleine Kinder, alte Menschen sind zu uns nach Europa gekommen. Viele sind noch unterwegs oder machen sich auf den Weg. Der Krieg, aber auch der Klimawandel und die weltweite Armut vertreibt sie: aus Afghanistan, Syrien, aus dem Irak. Wenn man Roma ist auch aus dem Kosovo.

Ganze Familien sind auf der Wanderschaft. Ein Teil dieses „Marsches“ wird von den reichen Ländern sogar gefördert: Qualifizierte Menschen werden für nationale Wirtschaften angeheuert. 60 Millionen Menschen sind derzeit weltweit auf der Flucht.

In dem Haus, in dem ich mit meiner Familie und 2 weiteren Familien lebe, wohnt jetzt auch Safi, ein 24-jähriger Syrer. Safi hat Logistik studiert und wusste mit dem Erreichen seines Bachelor-Abschluss,

dass Assad ihn ins Militär einziehen wird, wenn er nicht vorher flieht. Er kocht einmal in der Woche für uns und wenn Paul unseren Hausflur betritt, sagt er jetzt des Öfteren: „Oh, Safi raucht Shisha“.

Das Zimmer neben ihm nutzt Malek, ein junger Arzt aus Syrien, zum Lernen. Er kann sich bei uns besser als in der Tiegelstraße konzentrieren, dem Flüchtlingsheim in Essen. Malek lernt schnell Deutsch, ist wahnsinnig fleißig. Meine Frau Katharina sagte neulich zu einer Wohnungsmaklerin:

„Malek wird uns als Arzt vielleicht alle mal das Leben retten, deshalb geben sie ihm bitte die Wohnung.“

Unser Land ändert sich durch die vielen Menschen auf der Flucht. Junge Studierende bereiten auf dem Bahnhof in München den Ankommenden ein herzliches Willkommen, geben zu essen und zu trinken. Anderswo demonstrieren die Menschen gegen Flüchtlinge. Da und dort brennen Unterkünfte, in denen die Schutzsuchenden untergebracht werden sollen.

Die geflüchteten Menschen spalten Europa.

Und natürlich denken wir an George Williams, der die Nöte seiner Zeit damals so sehr im Blick hatte. Er dachte vor allem an die jungen Menschen, die ihre Orte verlassen mussten und in die Städte zogen.

Später kümmerte sich der YMCA immer auch um Flüchtlinge. Das inspiriert uns bis heute, wenn wir das Tagungshaus Dassel zur Flüchtlingsunterkunft umbauen, wenn unsere Studierenden einen Deutschkurs anbieten, wenn ihr in Euern örtlichen CVMs mit Migranten und Flüchtlingen arbeitet. Oder wenn wir unsere Häuser öffnen für Safi und Malek.

Sie zu beherbergen, bedeutet auch, sie so zu beherbergen wie sie sind: Sie sind Moslems. Sie sitzen mit an unserem Tisch und manchmal frage ich mich, „wen genau meint Malek eigentlich, wenn er mit uns singt, alle gute Gabe, kommt her von Gott dem Herrn.“

Und vielleicht fragt er sich das Gleiche, wenn ich mit ihm bete in seiner Sprache:

„Bis mi la-hi. Al rach mani. Al rahim.“

Das heißt: Im Namen Gottes, des Allerbarmers, des Barmherzigen.

Im Islam heißt es, man soll alles mit „Bis mi lah“ beginnen – dann ist es etwas Gutes.

Für mich ist das kein Problem, Malek an dieser Stelle Heimat zu schaffen. Im Gegenteil, ich selbst kann mich an diesem Gedanken sehr erfreuen und mich selbst in ihm bergen.

Ich will damit sagen: Ja, Räume unterscheiden zwischen Innen und Außen. Sie ziehen Grenzen. Aber wenn wir andere reinlassen in unser Raum, in unser europäisches Haus oder unser christliches Haus oder selbst unter unserem Dach hervorkommen und uns nach draußen ins Freie trauen, dann müssen wir uns auch trauen, nicht immer nur das Trennende zu benennen, sondern das Verbindende.

Die Frage nach Gott verbindet mich mit Malek und auch mit Safi. Ich darf das Gemeinsame feiern und muss nicht das Trennende und die Grenzen in den Mittelpunkt meiner Begegnung mit ihnen wählen.

Ich würde sogar sagen: Je klarer ich meinen inneren Raum habe, desto unwichtiger werden die äußeren Räume und Grenzziehungen. Oder wie es Paul Zulehner mal sagte: Wer bei Gott eintaucht, kann bei den Menschen auftauchen.

Und dennoch weiß ich natürlich, dass es in unserer Gesellschaft nicht nur die „Option Einsatz“ für Flüchtlinge gibt, nicht nur „Wir schaffen das“, sondern eben auch die „Option Abwehr“, „Das Boot ist voll“, die „Islamisierung des Abendlandes“ und Viktor Orbans Grenzzäune.

Der deutsche CVJM hat sich hier sehr klar positioniert und ich bin dafür sehr dankbar.

In einem offiziellen Statement unseres Präses Karl-Heinz Stengel heißt es (ich zitiere): „Als CVJM in Deutschland sind wir mit unseren Mitgliedern und den über 60.000 ehren- und hauptamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern ein starkes Glied der [Flüchtlings-]Hilfsgemeinschaft. Wir wollen als Teil einer weltweiten CVJM-Gemeinschaft weiterhin unseren Beitrag zu einer offenen, gelebten und praktizierten Willkommenskultur in Deutschland leisten.“

Im Namen des CVJM-Gesamtverbandes bitte ich euch, wo das nicht schon geschieht, als CVJM-Verein zu prüfen, wie die Begleitung von Flüchtlingen und Asylbewerbern eine Aufgabe für euch werden kann.

Bitte prüft, ob ihr zum Beispiel geeignete Grundstücke, Immobilien oder Freiflächen besitzt, die ihr für einen begrenzten Zeitraum als Flüchtlingsunterkunft zur Verfügung stellen könnt.

Bitte unterstützt nicht zuletzt auch durch euer Gebet die Menschen, die sich im CVJM und an vielen anderen Stellen für die gelebte, von Nächstenliebe geprägte Willkommenskultur einsetzen.“, soweit der deutsche CVJM.

Und ich möchte das folgende ergänzen: „Sich für die gelebte, von Nächstenliebe geprägte Willkommenskultur einsetzen, das will ich nicht nur für Menschen auf der Flucht, die aus Syrien kommen.“

Ich will es für Annmarie oder Dennis oder Philip oder Pauline, die in die offene Arbeit kommen. Und für Jan oder Sebastian, die gerade ihren ersten Job angetreten haben. Oder für Tabea oder Tina oder Sven oder Hendrik, die es zu Hause nicht mehr aushalten und einfach nur noch weg wollen.

Menschen, die flüchten gibt es reichlich. Man darf ihre Geschichte und ihren Schmerz nicht gegeneinander ausspielen. Der CVJM, nein Dein CVJM, unser CVJM ist dazu berufen jungen Menschen, die unterwegs sind, eine Heimat zu geben. Zu sagen: „Herzlich willkommen“. Oder: „Hej, komm rein, hier kannst Du bleiben, ausruhen, verschlafen, dann vielleicht auch weiterziehen...“

Dass wir für diese Option votieren, also dafür, sich einzusetzen für die „Menschen ohne Raum“ und eben nicht dafür plädieren, Grenzzäune zu errichten und Türen zu schließen, hat mit einer theologischen Deutung der Bibel zu tun. Deshalb mein 5. Punkt.

5. „Mache den Raum deiner Hütte weit und breite aus die Teppiche deiner Wohnung...“

Der Satz stammt aus Jesaja 54, also aus dem Teil dieses dicken „Jesaja-Wälzers“, in dem von der Gefangenschaft der Israeliten die Rede ist. Der Satz ist also in einer besonderen Krisenzeit entstanden: Jerusalem war erobert worden durch den babylonischen König Nebukadnezar II.

Ein Großteil des Volkes war nach Babylon verschleppt worden, keine freiwillige Flucht also kein Ortswechsel auf eigenen Wunsch etwa, sondern fremdverschuldetes Leben im Exil.

Der Tempel in Jerusalem, also der Raum, an dem man Gott anbeten konnte, war zerstört und das wussten auch alle. In dieser Zeit entstand der Text:

„Spanne den Raum deines Zeltes weit! Spanne die Zeltdecken deiner Wohnung weit auseinander, spare nicht! Verlängere deine Seile, schlag die Zeltpflocke fest ein! Denn rechts- und linkshin dehnt du dich aus. Hab keine Angst.“

Diese 2 ½ tausend Jahre alten Zeltworte wurden weitergegeben wie Gedichte, dann irgendwann aufgeschrieben, weiter abgeschrieben. Und weiter zitiert.

Weite den Raum deines Zeltes.

Diesen Satz sagt ein Gefangener. Deportiert in die Metropole Babylon. Eine der wichtigsten Städte des Altertums.

Etwa 90 Kilometer südlich von Bagdad, am Euphrat, im heutigen Irak.

Die alte Gesellschaft, die Gesellschaft der Zuhörer und Zuhörerinnen, an die diese Worte gerichtet sind, war eine Zeltgesellschaft.

Sie waren Nomaden, Leute, die von Weideland zu Weideland zogen und ihre Zelte aufbauten.

In dieser Kultur galt das folgende Recht:

Wenn ein Mensch durch die Steppe wandert, eine Wüste durchreisen muss, eine unwegsame Strecke, ist er darauf angewiesen, dass andere ihm helfen. Vor allem, wenn man sich verschätzt hat:

Und es auf einmal schnell dunkel wird, das Wasser nicht reicht, oder wenn man sich verletzt hat – wenn dann einer sein Zelt öffnet und den Fremden einlädt, Schutz zu suchen, ist das „chesed“. Gnade, so heißt es im Hebräischen.

„Chesed“, da musste ich bei der Vorbereitung für diesen Tag, kurz innehalten:

Chesed, Gnade, bedeutet deshalb eigentlich: „als Fremder Schutz bekommen im Zelt.“

Paulo Coelho, der große Schriftsteller, erzählt dazu folgende Geschichte:

Zwei Touristen waren auf dem Weg durch die Wüste, als sie das Zelt eines Beduinen sahen. Sie gingen hin und baten um Unterschlupf. Obwohl niemand sie kannte, wurden sie empfangen, wie der Verhaltenskodex der Nomaden es verlangt. Ein Lamm wurde geschlachtet und ein festliches Abendessen serviert.

Am nächsten Tag wachten die beiden Fremden früh auf und beschlossen, ihre Reise fortzusetzen.

Weil der Beduine nicht zu Hause war, ließen sie zehn Dinar bei seiner Frau zurück und baten um Verzeihung dafür, nicht warten zu können, denn die Sonne würde bald schon sehr heiß sein.

Sie waren bereits eine halbe Stunde unterwegs, als sie eine Stimme hörten, die sie rief. Sie blickten sich um: Der Beduine kam hinter ihnen her und warf, sobald er sie erreicht hatte, das Geld auf den Boden. „Ich habe euch so gut empfangen. Schämt ihr euch nicht?“

Die Fremden waren überrascht und entschuldigten sich dafür, dass sie wohl offensichtlich nicht genug Geld gegeben hätten.

Aber der Beduine sagte: „Ich rede nicht von dem Betrag. Die Wüste nimmt die Beduinen auf, wo immer sie hinkommen, und sie bittet uns nie um etwas dafür. Wie könnten wir überleben, wenn wir bezahlen müssten?“

Euch in meinem Zelt aufzunehmen, heißt, einen Bruchteil dessen zurückzugeben, was das Leben uns gegeben hat.“

Wenn wir darüber nachdenken, anderen Raum zu geben, anderen einen Platz einzuräumen, wie wir auch sagen, wenn wir darüber nachdenken, warum der CVJM sich auf die Seite einer „Willkommenskultur“ für Jugendliche und Menschen auf der Flucht schlägt und nicht auf die Seite, derer, die sich ins Private zurückziehen oder Mauern und Grenzzäune bauen wollen, dann ist es diese hebräische Theologie aus dem ersten Teil der Bibel in Jesaja 54, die uns dazu einlädt und ermutigt.

Gnädig zu sein, großzügig, weitherzig, ein Herz wie ein großes offenes Zelt, heißt immer: nur zurückgeben, was Gott geschenkt hat.

Von Abraham, einer zentralen Figur aus dem ersten, älteren Teil der Bibel; der neben dem Judentum ja auch den Islam und das Christentum prägt, von dem wird in der Überlieferung das Folgende gesagt:

Sein Zelt war nicht besonders groß, hatte aber eine andere Besonderheit: nämlich vier Eingänge (Quelle: Bava Metsia 30b, Shabbat 127b). So dass Menschen aus dem Norden, Süden, Westen und Osten zu ihm fanden.

Kein Fremder musste lange um das Zelt herumwandern, bis er entdeckte, wo man um Einlass bitten konnte. Niemand musste erst rufen, oder sogar verzweifelt schreien, bis er Gnade fand, sondern, egal aus welcher Ecke einer kam, er sah sofort den rettenden Eingang.

Und Abraham begrüßte sie alle.

Ja, so sagt man, Abraham ist ein Vorbild der Gnade, der „Chesed“, denn sein Zelt öffnete sich dem Wanderer und dem Himmel in jede der 4 Himmelsrichtungen.

Als Abraham lebte, wusste man noch nicht, dass auch das menschliche Herz vier Klappen hat.

Gastfreundschaft also, Gnade, das ist Herzessache, eine Haltung des Herzens.

Abrahams Zelt war nicht größer als das anderer Nomaden – aber, so sagte man: „Sein Herz war größer“. Ein echter „Gutmensch“.

Abraham hatte chesed im Herzen. Gnade. Alle vier Klappen des Herzens waren offen.

Egal, aus welcher Ecke, aus welchem Raum, aus welcher Prägung ein Mensch kam, er wurde willkommen geheißen.

Bei Abraham war das sehr konkret mit der Gastfreundschaft:

Denn das ist in der Wüste, vor allem nachts, gar nicht so ungefährlich.

Es gibt da keinen Security-Check, nicht Mal eine Gegensprechanlage...

Man kennt die Typen nicht, die da rumlaufen. Aber es wird erzählt: Als einmal völlig überraschend drei Gäste vor Abrahams Zelt standen, lud er sie ein, zu bleiben.

Zunächst gab er ihnen Brot, frisches Wasser und Platz im Zelt zum Ausruhen. Dann rannte er auf die Weide zu seinem Vieh, wählte was Leckeres aus und ließ ein großes Essen zubereiten.

Viermal heißt es in dieser kurzen Passage „und er beeilte sich“.

Er hatte es immer eilig, anderen gnädig zu sein. Und erst später stellte sich heraus, so wird es erzählt, dass diese drei Gäste Engel waren... Vielleicht hieß einer Malek, der andere Safi, oder Philipp oder Pauline, Tabea oder Jan – so stelle ich mir das vor.

Und stellt Ihr Euch das doch auch mal vor: Engel beherbergen...

Wie könnte ich ihm nacheifern, dem alten Abraham, heute, so viele tausend Jahre später – auch ohne Zelt, nur mit einer Wohnung, einem Auto, einem Job? Einem CVJM-Haus?

„Eine Gemeinschaft, die wie ein Zelt ist, kann wachsen“, sagte mal jemand. Eine Gemeinschaft wird aber nur ein Zelt, und wird nur wachsen, wenn einzelne Menschen Herzen haben wie ein Zelt.

Eigentlich wünschen wir uns das; und wir beten das auch so, dass man über die Geschwister in der CVJM AG und auch im ganzen CVJM sagt: Die haben Herz.

Mit vier Klappen. Eingänge, die man sehen kann, egal, woher man kommt. Zugänglich von allen Seiten. Für alle Richtungen.

Ich habe mir das so vorgestellt, auf meinem Grabstein stünde: Der hatte ein Herz. Mit vier Klappen. Und gedacht: Hoffentlich schreiben die nicht: Der hatte nur eine große Klappe.

Ich weiß nicht, für wen Du Deine 4 Klappen im Zelt öffnen sollst. Ich denke nicht nur an Menschen auf der Flucht. Vielleicht sind es ganz andere Gäste, die aus den verschiedenen Richtungen des Himmels zu uns kommen: Kinder, Suchende, Einsame, Musikalische, Begabte, Schwule, Unternehmer, Traurige, Arme, Reiche, Kranke, Weltverbesserer, Erwachsene, Gescheiterte, Erfolgreiche, mit Liebeskummer, Träumen, Macken, Menschen eben.

Für sie wird uns gesagt: Weite den Raum deines Zeltes! Spare nicht! Hab keine Angst.

Und natürlich gab es damals bei Jesaja genau die gleichen Gegenstimmen.

Natürlich gerieten sie damals auch in Panik:

Der Platz reicht nicht. Ich habe keinen Platz mehr. Ich weiß nicht, wo mein Platz ist. So geht es mir manchmal doch auch.

Und Jesaja sagt: Mach das Zelt größer. Mach es weiter. Mach weiter. Werd doch selber größer. Gib anderen mehr Platz.

Du gehörst hin, wo andere Platz finden.

Spar nicht. Werd jetzt nur nicht geizig.

Denk jetzt bloß nicht: Am Ende reicht es für keinen. Sei großzügig. Bei so einem Zelt kann man die Planen neu spannen. Schlag die Pflöcke noch Mal neu ein. Dein Zelt war doch nicht nur für dich gedacht! Es sollte doch immer schon auch für mehr Menschen reichen.

Und welchen Raum würde ich all den Gestrandeten dann empfehlen?

Den CVJM Nürnberg? Oder Duisburg? Oder Oberhausen? Oder München? Oder Magdeburg? Oder Dresden?

Könnten wir den Menschen, die zu uns kommen, den CVJM empfehlen? Unsere Jahresfeste? Wo würden sie sich zu Hause fühlen? An einem Küchentisch? In einer Kirche? Bei Dir, bei mir?

Sind wir bereit, chesed zu leben? „Gnädige Gastfreundschaft“? Nicht nur an uns zu denken. Sondern die Fremden reinzulassen. Auch die Jugendlichen, die uns manchmal so fremd sind? Noch ganz andere Leute? Neue Leute?

Leute mit Zweifeln. Noch mehr Kinder. Teenies. Mit Begabungen. Mit Spleens?

Mit Sorgen. Mit Wünschen, Krankheiten, Todesnachrichten?

Mit ganz anderen Ideen und Biografien. Ganz anderen Erfahrungen?

Sind wir bereit chesed zu leben, das Zelt zu vergrößern?

Und das bedeutet auch: Uns selbst noch einmal zu überraschen.

Denn auch altbekannte Menschen brauchen ebenso viel chesed wie Fremde.

Es bedeutet dann, in jedem Bekannten etwas Neues entdecken wollen:

Gnade erwartet, dass der andere mich wirklich überraschen kann. Ich stelle mir vor, dass Abraham ein sehr neugieriger Mensch war.

Er saß nicht abends hinter seiner Zeltplane und dachte:

Hoffentlich heute kein Besuch.

Er saß vor seinem Zelt und lukte in die Dunkelheit. Ob heute jemand Neues kommt?

Oder vielleicht jemand, der schon Mal hier war, sich aber verändert hat?

Unterwegs war und etwas Spannendes erlebt hat?

Ich stelle mir vor, wie er sich aufs Zuhören freute. Aufs Teilen.

Und wie er merkte, dass er sich mit jedem Mensch, der zu ihm kam, selbst veränderte, beschenkt wurde, herausgefordert und gesegnet.

Aber bei soviel Neuheit und Offenheit kann einem auch schwer ums Herz werden. Gastfreundschaft ist schön, aber sie ist auch viel Arbeit. Viel Ausdauer ist nötig, viel Kraft und viel Mut natürlich auch.

Keine Angst, ich habe noch 2 Punkte, die Zeit ist aber längst um und ich glaube eigentlich auch, dass einige schon müde sind vom Zuhören. Meine letzten beiden Punkte sind wirklich „kurz und gut“.

6. Gott im Raum – Gott wird Mensch

Die Pointe ist schnell verstanden: Gott verlässt seine Heimat, den Himmel, und flüchtet sich in diese Welt. Deshalb können wir auch unsere angestammten Räume verlassen und uns der Welt zuwenden. „Aufsuchende Sozialarbeit“ nennen das einige.

Der Jesuit Alfred Delp, Mitglied des Kreisauer Kreises, schrieb im Dezember 1944 in seinen Meditationen, es sei „die unbegreifliche Tatsache der Eingeschichtlichkeit Gottes. Dass er (...) in unsere Existenz eintritt: nicht nur wie, sondern als einer von uns. [...] Er ist auf unseren Straßen anzutreffen. In den dunkelsten Kellern und den einsamsten Kerkern des Lebens werden wir ihn treffen.“

Weihnachten beginnt damit, dass Gott selbst ein Flüchtling wird. Er verlässt seine Heimat, den Himmel, seine Komfortzone. Er macht sich verletzlich, setzt sich Gefahren aus, weiß nicht, wer ihn beherbergen wird, nicht einmal, wer ihn biologisch zur Welt bringen wird.

Wenn wir Jesus nachfolgen wollen, dann müssen wir unter unseren angestammten Dächern hervorkommen und es riskieren, nass zu werden. Gott kommt in Raum und Zeit (In der Theologie heißt das „Inkarnation“, Fleischwerdung).

Auch wir können unsere Räume deshalb verlassen und in der Welt leben, auf den Straßen und in den Kellern.

Gott ist ganz bestimmt kein gut integrierter Flüchtling. Von Anfang an macht er trouble. Erst stresst er Maria, der ein uneheliches Kind untergejubelt wird, dann stresst er seine Eltern, die nach der Geburt ebenfalls nach Ägypten flüchten müssen, um sich in Sicherheit zu bringen. Dieser flüchtende Gott scheint nie heimisch zu werden in dieser Welt, er gehört nicht dazu, bleibt unbequem für die Gesellschaft.

Und ganz sicher ist er zeit seines Lebens nicht integriert in die Gesellschaft. Im Gegenteil, er provoziert, so sehr, dass er schließlich umgebracht wird. Ab, zurück ins Ursprungsland...

Die einzige, die das Zelt für Gott weit aufspannte war eigentlich Maria. „Macht hoch die Tür, die Tor macht weit, es kommt der Herr der Herrlichkeit“ – sie beherzigte das wie vielleicht niemand sonst in der Weihnachtsgeschichte – die Türen für Jesus, also für den Flüchtlingssohn – wirklich hoch und die Tore weit machen.

Ich denke mir, dass Maria sich fragte: „Wieso ausgerechnet ich? Wieso sollte Gott mich auserwählt haben, ihn zu beherbergen?“

Der Auftrag an Maria ist, ein Kind zur Welt zu bringen, also einen anderen Menschen in sich selbst zu beherbergen. Und Maria hat das vorher noch nie getan. Sie hat ja keine Ahnung wie das geht! Sie hält sich für gänzlich ungeeignet.

Macht hoch die Tür! Die Tor macht weit. Spanne deine Zelte weit! Spare nicht. Stell alles, was du hast, was du bist, was du mal sein willst, was du träumst, wen du liebst – stell Gott all dies zur Verfügung. Mach deine Tür hoch!

So beginnt Weihnachten, das große Fest der Liebe, der Wendepunkt der Geschichte.

Es beginnt, weil eine Frau bereit ist alles zu geben. Weil sie sich dem Unmöglichen öffnet. Weil sie sich nicht verschließt und weil sie nicht sagt: „Das kann ich eh nicht!“ Die Tür ist zu. Und überhaupt: so ein Flüchtlingskind kostet extrem viel Geld und wir, also der Josef und ich, wir haben in den nächsten Jahrzehnten genügend andere große Herausforderungen zu bewältigen.“

Wisst Ihr, als Kind hatte ich immer ein sehr distanzierendes Verhältnis zu Maria. Sie kam mir irgendwie weltfremd vor. Ich dachte, sie sei wohl etwas Besonderes gewesen: besonders fromm und gehorsam, sonst hätte sie schlecht den Satz sagen können: „Ich will mich Gott ganz zur Verfügung stellen!“ und: „Alles soll so geschehen wie du es mir gesagt hast.“ So als hätte sie irgendwie keinen eigenen Willen, so eine Art Marionetten-Maria.

Ich habe immer gedacht, Gott würde Maria nicht fragen. Er würde sie einfach verplanen. Also, doch ziemlich unsympathisch, weil es ja einer Vergewaltigung gleichkäme, mit einer Frau gegen ihren Willen ein Kind zu haben, mit einer 14-Jährigen noch dazu. Und ganz sicher bin ich mir heute immer noch nicht, was da damals mit diesem jungen Mädchen passiert ist.

War das eine Entscheidung von Maria, dieses: „Ich will mich Gott ganz zur Verfügung stellen!“ oder war das halt der Plan Gottes? Und sie konnte gar nicht anders?

Was hätte Gott getan, wenn Maria „Nein“ gesagt hätte? Hatte er eine Liste mit 10 Namen. Wenn Maria absagt, dann fragen wir Deborah? Oder war Maria vielleicht sogar schon die zweite Wahl, weil Hanna zum Engel gesagt hatte: „Da verlangst du zu viel, das kann ich nicht, das schaff ich nicht, dafür bin ich nicht der Typ!“ Oder, so bin ich nicht erzogen. Oder da bin ich nicht clever genug zu.

Oder gibt es Pläne und Ideen Gottes, die er nur mit Dir oder mit mir in die Tat umsetzen kann? Die scheitern würden, wenn du nur halb zur Verfügung stehst?

Ihr Lieben, ich weiß es nicht und eigentlich will ich mich auch nicht entscheiden. Weder will ich die ganze Verantwortung dafür Gott zuschieben, noch will ich sie selbst haben. Ich hätte am liebsten, dass es eine Gegenseitigkeit ist. Und am Ende Gott doch alles bewirkt: das Wollen und das Vollbringen, das Wünschen, das Schaffen, die Motivation und die Pause, das Beflügeln, das Ausruhen, das Sehnen, das wieder neu Beginnen und die Begeisterung. Ja, ich glaube zutiefst, dass all das ein Gottesgeschenk ist und nichts, was wir Menschen schaffen müssten, aber eben auch nicht einfach gegen unseren Willen abläuft und uns übergestülpt wird.

Aber fragen lassen will ich mich dennoch: was wohl passieren würde, wenn ich heute sage: „Jesus, ich will dir ganz zur Verfügung stehen!“? Ich will Deine Herberge sein, oder wie es in dem alten

Weihnachtslied heißt: „Ach lass mich doch Dein Kripplein sein, komm komm und lege bei mir ein: Dich und all Deine Freuden!“

7. Räume einnehmen – Räume der Hoffnung schaffen

Mein Thema heute Abend war: Space, Raum und ich möchte zum Schluss einladen, dass wir nachdenken, welche neuen oder alten Räume wir einnehmen wollen in dieser Welt. Wo können wir unser Zelt weiter spannen? Wo können wir Orte der Gnade und Orte der Hoffnung entwickeln?

Wo brauchen uns unsere Nachbarn in unserem Kiez?

Wie profitiert Eure Umgebung von Euch? Ganz persönlich, von Dir, von Deinem Haus, Deiner WG, Deiner Kommune, von Deinem Auto, von Deiner Bildung, Deinen Träumen?

Move the Y heißt dann am Ende vielleicht, dass Ihr ganz viele Dinge sein lasst, die Ihr bisher gemacht habt.

Move the Y heißt dann vielleicht, dass Ihr Euch in Eure alten Aufgaben neu verliebt und aus dem alten Vereinshaus wieder ein Ort der Hoffnung wird. Oder ihr das Haus verkauft und ein neues kauft, damit ihr wieder den Menschen dienen könnt anstatt dass ihr Euch damit beschäftigt, die Investitionsrücklage für 2016 irgendwie zusammenzubekommen...

In jedem Fall sind wir dazu berufen und eingeladen, Räume der Hoffnung aufzubauen, indem wir unser Zelt weit machen und nicht die Zeit damit verschwenden, immer direkt zu sortieren, wer mitmachen darf und wer nicht oder was jemand erst alles mitbringen muss oder unterschreiben muss, damit er oder sie willkommen ist.

Space bedeutet ja nicht nur „Raum“, sondern als Space wird auch die Leertaste auf dem Computer bezeichnet.

Gönnt Euch deshalb jetzt erstmal etwas „Space“, ein paar Leerzeichen... Und fragt Euch, was Euch berührt, was Euch ärgert, was Euch inspiriert... an meinem Impuls. Und dann sprecht in 3er-Gruppen in den nächsten 10-15 Minuten darüber und dann öffnen wir das Plenum.

Ich danke Euch sehr herzlich fürs Zuhören und ich wünsche uns allen heute, sehr gute Gespräche und Diskussionen, jetzt im Anschluss an meinen Impuls.